

Touria Alaoui

V. 1: 15.12.2018, V. 2: 15.2.2019

Gedanken zur Eröffnung der Ausstellung im Kunstraum 33 am 20.2.2019

Schon wieder soll ich eine Ansprache bei einer Vernissage halten. Ist das sinnvoll?

Ich bin ja kein gewerblicher Festredner, obwohl ich durchaus glaube, dass ich als hauptberuflicher Trauerredner ein gutes Auskommen haben könnte. Aber meine chirurgische Erwerbstätigkeit ist derzeit noch so umfangreich, dass ich Ansprachen allenfalls sporadisch und auf jeden Fall dilettantisch halten kann. Ich will deswegen auch nicht zu oft und zu viel reden. Aber zwei Dinge haben mich bewegt, die Aufgabe dieser Ansprache gerade hier und heute zu übernehmen:

Der Respekt gegenüber Herrn Dr. Christoph Hils und der Respekt gegenüber Frau Touria Alaoui.

Dr. Hils ist mir seit langem bekannt. Vor langer Zeit war ich ja einmal im Lions-Club, und da war er schon damals sehr engagiert in einer wirklich guten und nachhaltigen Sache. Klasse 2000 hieß das damals, und das gibt es sogar heute noch: ein pädagogisches Programm zur Gesundheitserziehung junger Schulkinder. Dr. Hils setzt sich auch für die Gesundheitsversorgung Behinderter ein, behandelt sie unentgeltlich, und neuerdings stellt er einen Teil seiner Liegenschaften der Hildesheimer Kunstszene zur Verfügung. Weil ihm die Kunst am Herzen liegt, weil er die Künstler mag, weil er die Kunst mitten in die Stadt holen will, heraus aus ihrer Elitarität, für jedermann. Finanzielle Vorteile bringt ihm das sicher nicht, ich nehme an, er lässt sich im Gegenteil dieses Projekt eine ganze Menge kosten. Das sollten wir nicht vergessen. Aber vor allem: Dr. Hils hat ein Auge für Künstler, ein Auge für Außenseiter, für soziale und kulturelle Spannungsmomente.

Und schon sind wir bei der Künstlerin des heutigen Abends, der Künstlerin der kommenden Wochen.

Touria Alaoui.

Wie kommt man von Casablanca nach Hildesheim?

Als ich Frau Alaoui noch nicht kannte, war das Wort Casablanca für mich hauptsächlich mit dem seelenkranken trunksüchtigen Humphrey Bogart assoziiert, mit der Szenerie gestrandeter Europäer unterschiedlichster Herkunft und unterschiedlichster Motive, auf der allen gemeinsamen Flucht vor dem Grauen der Nationalsozialisten.

Frau Alaoui hat genau die umgekehrte Richtung gewählt. Von Casablanca ist sie, mit jeweils einigen Jahren Aufenthalt, über die Kanarischen Inseln, über die USA, über Portugal, über Bonn, Düsseldorf gewandert, im Wesentlichen nur begleitet von ihrer Druckerpresse, von einem Ausbildungsabschnitt zum nächsten, von einem Wirkungskreis in den nächsten, von einem beruflichen und privaten Umfeld in das nächste. Der Bildhauer Uwe Schmitz, ihr späterer Mann, war Hildesheimer und mit dem BBK verbunden, und das ist eine immerhin plausible Erklärung dafür, dass eine Marokkanerin, die große Teile ihres Lebens in der Sonne der Kanaren verbracht hat, heute ihr Atelier in einem 200 Jahre alten Bauernhaus in Rheden bei Gronau eingerichtet hat, das mit einem Kaminofen kaum zu heizen ist. Sie sagt, dass sie hier zur Ruhe kommt, zu der Ruhe, die sie braucht, um künstlerisch zu sein. Sie hat genug von der wirbelnden Kunstszene der Großstädte wie Köln oder Düsseldorf. Wenn man aus dem Fenster ihres Wohnzimmers guckt und die brachliegenden Äcker im Schmuddelwetter sieht, kann man diese Ruhe unmittelbar nachempfinden, diese wahnsinnige Ruhe. Sie bezeichnet

diese Landschaft als inspirativ. Ich erkenne hauptsächlich Herbst- und Winterstimmung, Melancholie. Aber das kann ja im Frühling anders sein...

In dieser Tristesse gerade dieses Winters hat sie in den letzten Wochen das größte hier ausgestellte Bild gemalt, und das farbenfroheste. Casablanca hat sie es genannt. Ein gelungener Ausgleich nicht nur der Landschaften, sondern auch der Jahreszeiten, der Klimazonen, der Kulturen, der Temperamente. Die Friedenstaube ist das einzige gegenständliche Motiv dieses Werkes. Marokkanische Kunst befasst sich mehr mit Ornamenten als mit Gegenständen. Erinnerung an die eigene Vergangenheit fehlt in keinem Bild. Alles war schon einmal da. „Déjà vu“ hat sie diese Ausstellung genannt.

Als ich bei unserem vorbereitenden Gespräch darüber sinniere, dass ihr abwechslungsreicher Lebenslauf fast an das Leben eines Flüchtlings erinnert, aber dass sie – im Gegensatz zu einem Flüchtling – jeden einzelnen Schritt willentlich und freiwillig vollzogen habe, zögert sie, als wolle sie dies alles offen lassen: das Willentliche, das Positive, den Gegensatz zum Leben eines Flüchtlings. Als ich nachhake, dass es doch immer vorwärts für sie gegangen sei, zögert sie wieder und lässt auch das offen. So wie sie in ihrem Lebenslauf schreibt, dass sie sich als Kosmopolitin versteht, so lässt sie selbst in einem informellen Gespräch keinen Zweifel daran, dass sie sich nicht festlegen möchte. Nicht auf das Wo, nicht auf das Wie, nicht mal auf das Warum und schon gar nicht auf das Wohin. Was sie sich für Ihre Zukunft vorstellt, will ich wissen. Auch das lässt sie offen.

Aber was erwarten wir denn? Was erwarten wir von den Menschen, die zu uns kommen, von irgendwoher und aus den unterschiedlichsten Gründen? Erwarten wir, dass eine Künstlerin aus Casablanca, Tochter einer Künstlerfamilie, mit großen Augen vor der laufenden Kamera erklärt, dass sie in Rheden bei Gronau jetzt ihren Lebensabend beschließen will und dass sie sich nichts Schöneres vorstellen kann, mit ihren 53 Jahren, als hier im Leinebergland die Augen zuzumachen, zwischen spröden Niedersachsen und deren Milchvieh? Woher nehmen wir die Arroganz, anzunehmen, dass sich jemand bei uns wohlfühlen muss? Projizieren wir da nicht unser eigenes – fragwürdiges - Heimatgefühl?

Ich als Oberbayer und beruflich motivierter Wanderer durch unterschiedliche Landschaften und Volksstämme dieser kleinen Bundesrepublik weiß sehr gut, dass Heimatgefühl eine sehr sonderbare Sache und nicht unbedingt mit einem vollen Bauch und einem Leben in weitgehender Freiheit abgetan ist.

Ohne Zweifel ist sie eine Getriebene, durch die Kontinente und durch die Kulturen, und sie beharrt nicht einmal auf der tröstlichen Behauptung, immer alles in der Hand gehabt zu haben. Das Schicksal, das sie in manchen ihrer Bilder symbolisiert, ist unabänderbar. Es kommt auf einen zu, und man entrinnt ihm nicht. „Grenzgänger“ hat sie einen kleinen Zyklus genannt. Es geht um eigene Erinnerungen, déjà vus, kulturelle Grenzen, an denen man zuerst einmal stehen bleibt wie ein Fisch am Glas des Aquariums, sich spiegelt, seinen Standort sucht und neu bestimmt. Dann die Frage der Integration. Jeder versteht etwas anderes darunter, die Menschen im Gastland und die Einwanderer. Wo sitzt man in dem Bild „Territorium“? Auf welchem Stuhl, wo ist der gerade hingeschoben worden? Oder sitzt man gar zwischen den Stühlen? Platz dafür ist genug...

Getrieben, geflohen, der Unterschied verschwimmt. Rastlos ist vielleicht der beste Begriff, bei aller ständigen Fortentwicklung, aber gleichzeitig integrativ. Der Wille, die Kulturen, die sie durchlebt hat, nicht separat einzusortieren und abzuhaken, oder gar ihnen nachzutruern, sondern sie irgendwie

unter einen Hut zu bringen, vielleicht zu deren Versöhnung beizutragen, wird in vielen ihrer Werke spürbar. Sie selbst sagt, dass sie immer den gemeinsamen Nenner sucht. Ob es um die Synthese der Silhouette deutscher Kirchen mit maurischen Arabesken geht, die Synthese der Hildesheimer Rose mit einer Karawane – oder um verschiedene Darstellungen der Maria in den verschiedenen Kulturen – durchwegs ist die Anstrengung erkennbar, die verschiedenen Welten in der Kunst zueinander zu bringen, auch die Religionen. Maria als starke Frau, in islamischer und christlicher Darstellung, als mittelalterliche Staupe und mit modernem Gesicht. Maria als gemeinsamer Nenner, angehaucht vom Zeitgeist, aber stark in der Tradition der Jahrtausende. Alles war schon mal da. Déjà vu.

Also keine Flucht, sondern eine Mission, die Frau Alaoui hierher gebracht hat? Die Entschlossenheit, mit der sie jeweils an den neuen Standorten tätig geworden ist und die erfolgreichen Ausstellungen jeweils lassen ahnen, dass diese Künstlerin zwar eine Getriebene ist, aber eher von innen getrieben als von außen.

Und das ist vielleicht ihr Geheimnis. Zumindest eine Facette davon....